



HYSTERESIS ODER: DIE PRAXIS
DES VERSTEHENS
CHRISTOPH KÖNIG

Christoph König, geboren 1956, studierte Philosophie, Germanistik und Amerikanistik an der Universität Innsbruck, leitete lange Jahre im Deutschen Literaturarchiv Marbach die Arbeitsstelle für die Erforschung der Geschichte der Germanistik und ist seit 2005 Professor für Neuere und neueste deutsche Literatur an der Universität Osnabrück. Er erweiterte seine philosophische Befragung literaturwissenschaftlicher Methodik im Laufe seiner Forschungen um die Frage nach den historischen, disziplinären Bedingungen des Verstehens und entwickelt zuletzt eine Theorie der philologischen Praxis, namentlich der Interpretation. Gastprofessuren führten ihn nach Paris und in die USA. Zu seinen Büchern zählen die Studie *Hofmannsthal. Ein moderner Dichter unter den Philologen* (2001, 2. Aufl. 2006), das von ihm herausgegebene *Internationale Germanistenlexikon 1800–1950* (2003, 3 Bde. CD-ROM), die Biographie *Engführungen. Peter Szondi und die Literatur* (2004, 2. Aufl. 2005), das Buch *Häme als literarisches Verfahren. Günter Grass, Walter Jens und die Mühen des Erinnerns* (2008), die Festschrift für Jean Bollack *La philologie au présent.* (gemeinsam mit Denis Thouard, 2009); er ist Herausgeber der Zeitschrift *Geschichte der Germanistik* (Wallstein Verlag, seit 1991) sowie zahlreicher Briefwechsel, Buchreihen und Sammelbände. – Adresse: Institut für Germanistik, Universität Osnabrück, Neuer Graben 40, 74490 Osnabrück. E-Mail: christoph.koenig@uos.de

Der Tag der Abreise. Mitten im Packen, Verabschieden, in dem Zurückgeben der Bücher eine Stunde der Konzentration. Ich spreche mit Dieter Grimm über die Schwierigkeiten des Verfassungsgerichts, die „Kunst“, deren Freiheit es zu schützen gilt, jeweils am einzelnen literarischen Werk zu bestimmen. Das Innehalten im Gespräch gibt dem letzten

Tag seinen Sinn. Mehr noch: Das Wort „Konzentration“ ist eines der Hauptwörter, mit denen ich mein Jahr am Wissenschaftskolleg charakterisieren will, und insofern erhält jener Tag Ende Juli 2009 eine Verantwortung für die vorausgehenden Tage. Tage können füreinander eintreten, wenn das Jahr im Ablauf der Tage gestaltet wird. Mit dem Blick der Vorzukunft. Man soll mit der Möglichkeit einer kohärenten Rückschau rechnen dürfen und so die Hysteresis – die verzögerte Einsicht – vorbereiten. Nachträglich, wieder zuhause, erkläre ich mir die vielen Glücksmomente, die ich erlebte, durch die mir geschenkte Möglichkeit, der Konzentration eine Gestalt, eine Lebensform geben zu können. Das ist nicht einsinnig gemeint, denn die Vielfalt ist das Kennzeichen der Lebensformen am Wissenschaftskolleg. Der Lärm im Tagebuch, das ich für diese Zeilen nochmals lese, bezeugt das: Der Reichtum der Tage war oft kaum zu bewältigen.

Die Praxis des Verstehens literarischer Werke wurde zu meinem Jahresthema. Mir erging es dabei wie vielen vor mir. Nach wenigen Wochen entschied ich mich, eher die Rückseite denn die Vorderseite des Projekts, mit dem ich angereist war, in Augenschein zu nehmen. Kein historisches Buch über die Philologen als Erfinder von Nationen sollte also, wie geplant, geschrieben sein, keine Geschichte der europäischen Philologien, die gerade im 19. Jahrhundert in der Gravitation deutscher – nationaler wie auch komparatistischer – Modelle entstanden oder sich dagegen wehrten. Stattdessen begann in mir die Frage zu bohren, wie Philologen mit ihren Gegenständen konkret umgehen und ob sich mittels der Analyse ihrer Praxis die Epistemologie der Philologien klären lässt. Als immanente Grundlegung der Fächer insgesamt. In der offenen Reihe philologischer Praktiken, die vom Sammeln bis zum Edieren und Übersetzen, von der Interpretation zur Kanonbildung und zum Bildungsgebrauch reicht, entschied ich mich für die Interpretation, die alle anderen durchdringt. Schließlich, am Ende des Jahres, lautete die Frage: Wirken in den Praktiken eine technische Richtigkeit und eine meist unerkannte, „natürliche“ und spontane Rationalität, die sich als dem Text von Belang angemessen beurteilen lassen?

Wer von „angemessen“ redet, spricht von den Werken selbst und erhebt für bestimmte Lektüren einen Geltungsanspruch. Heute ist das eine exzentrische Position innerhalb der Philologie, die ihrerseits in den Literaturwissenschaften am Rande steht. Die Literaturwissenschaften haben sich mit einer öffentlich akzeptierten Dogmatik der Offenheit verbündet, die sich ausbreitet. Man schließt vom Changieren der Interpretationspositionen auf die Ambivalenz der Texte selbst. Die Schwierigkeit scheint sich zu steigern, wenn man von der Praxis allein ausgeht: Denn wenn Verstehen eine Tätigkeit ist, die über

handwerkliche Regeln verfügt, nicht aber über Regeln zur Anwendung dieser Regeln, dann steht der Leser vor jedem literarischen Werk stets von neuem wie ein blutiger Anfänger. Verstehen verlangt zuvorderst Urteilskraft. Der einzige Weg besteht – so mein Gedanke – darin, in den Werken eine Notwendigkeit zu konstruieren, der die interpretierende Praxis folgt. Nachträglich klärt sie sich über sich selbst auf. Insofern begründet man – gegen die gleichfalls „praktische“ Lust am Aktualisieren alter Texte – eine Art „Zwangphilologie“. Gedanken wie dieser sorgten für Gesprächsstoff über die Fächer Grenzen hinweg. Über Wörter wie „Wahrheit“ und „Geltung“ und „Notwendigkeit“ und Kants „Zweckmäßigkeit“ redeten wir uns heiß; und kommentierten Gesagtes auch körpersprachlich. Beispielsweise durch eine Umarmung vor dem Restaurant „Capriccio“ für die Überzeugung, dass es ein vernünftiges Vermögen gibt, das sich den (historischen, kulturellen) Umständen entzieht. Oder anders: Dass gerade kraft seiner Vernunft der Leser die Vernunft des antiken Werks versteht.

Wir hatten alle Glück miteinander. Das zeigte sich in unserer großen Geselligkeit. Und es zeigte sich gerade in den Dienstagskolloquien. Die Diskussionen dort verblieben im Paradox (und verteidigten es implizit), dass wir uns der Freundschaft gerade dann versicherten, wenn wir einander im Argument den Teppich unter den Füßen wegzogen. In der „Freundschaft“ drückte sich eine Mischung aus Staunen, Unglauben, Kritik und Resignation aus, die dem anderen nicht unbedingt das letzte Wort zugesteht, ihn aber lässt. Der rasche, umstürzende Witz war Münze und Währung unserer Kommunikation. Als Einführung in die Podiumsdiskussion zum Jahrestreffen der ehemaligen Fellows, das jeweils im Juli stattfindet, erzählte ich einen jüdischen Witz. Die Diskussion galt dem Thema „Ortsgebundenheit – Literaturwissenschaft diesseits und jenseits von Grenzen“, und es ging um historische, lokale, institutionelle, subjektive Faktoren der Forschung, vor allem in der Lektüre. Der Witz von Abraham und Zwi, den ich erzählte, sollte nicht nur in die „Ortsgebundenheit“ der Forscher allgemein einführen, sondern auch in unsere Umgangsformen: Abraham behauptet, er könne fliegen, und Zwi meint, er soll es ihm zeigen. Daraufhin entfaltet Abraham allerlei Aktivität, er flappt mit den Armen, dreht sich, summt, wirft sich in den Dreck, bedeckt sich mit Laub – dann hebt er ab, dreht einige Kreise und landet sicher. Zwis Kommentar wäre auch der unsrige gewesen: „Ach so machst du das.“

Viele haben es schon gesagt: Das Wissenschaftskolleg ist eine Institution, die selbst ihren institutionellen Charakter konterkariert. Es meidet, was wir uns von ihm wünschen: die Dauer, und so stellen sich die uns vertrauten institutionellen Verfestigungen

erst gar nicht ein. Zunächst wird alles für eine Institution Nötige bereitgestellt, und zwar in seiner besten irgend möglichen Form: kluge Kollegen; Mitarbeiter, die allein deren Wohl im Sinn haben; ein provokant aufgelegter Rektor; die nötigen Instrumente wie Workshops, Vorträge, Podiumsdiskussionen, Mittagseinladungen; ein Bibliotheksdienst, der sich selbst stets zu überbieten sucht; eine in den „Jahrbüchern“ dokumentierte Auto-reflexion, die verhindert, Fehler früherer Fellows zu wiederholen; und vor allem Sorglosigkeit. Für eine bemessene Zeit des Chairos dürfen wir dann damit spielen und unsere eigene Institution bauen. Das schließt Privateres ein: einen Lesezirkel über Celans Gedichtband *Atemwende*, und die größere „poetry group“ von Catherine Robson; dazu gehören auch meine Spaziergänge mit Frank Rexroth. Dazu gehört die Einladung Toshio Hosokawas, Schubertlieder zu seiner Begleitung zu singen. Und vieles mehr. Kraft der Freundschaft, von der ich sprach, konnten wir jeder noch weiter gehen und die Privat-institution, ein jeweils *eigenes* Wissenschaftskolleg basteln, ohne die anderen zu behelligen, selbst wenn sie einbezogen wurden. Das Wundersame daran – waren wir anders, besser als die anderen Jahrgänge? – lässt sich auf mein Metier münzen: Man durfte der Urteilskraft folgen und ohne verbindlichen Begriff (einer Institution) den Gegenstand konstruieren. Liegt also die vielgerühmte Weisheit des Wissenschaftskollegs letztlich in dessen ästhetischem Möglichkeitssinn?

Mein *persönliches* Kolleg befasste sich vor allem mit sogenannten „schwierigen“ Texten und den disziplinären Traditionen des Missverstehens. In diesem „Kolleg“, an dem vor allem Philosophen, Historiker und Soziologen teilnahmen, passierte viel: Mit großzügiger Unterstützung des Hauses organisierte ich einen zweitägigen internationalen Workshop über die „Theorie philologischer Praxis“ (mit Peter-André Alt, Heinrich Detering, Joachim Küpper, Michael Lackner, Sheldon Pollock und Philippe Rousseau als Gästen); Jim Conant beteiligte sich uneingeschränkt an Vorbereitung und Diskussion, und ich wiederum moderierte in seinem Workshop über „The Nature of Practical Intelligence“ mit der Frage im Kopf, wo die Grenzen der Philosophie für die Explikation der philologischen Praktiken zu ziehen seien. Mit einem Kurzvortrag „On Goethe’s and Hofmannsthal’s Art of Science“ trug ich zu einer von Roger Chickering und mir initiierten Podiumsdiskussion über die Einheit der (Natur- und Kultur-)Wissenschaften bei. Dienstagsvorträge antworteten auf meine Fragen: Hsueh-man Shen analysierte die Verehrung einiger ausgewählter buddhistischer Sutren. Musste man die Sutren nicht lesen, um einige wenige für die Verehrung auswählen zu können? Ruedi Imbach betrachtete die Sprachphilosophie in Dantes „Paradiso“ – dort ergreift Adam als dichterische Erfin-

dung das Wort. Oft war an den Tischgesprächen mit Reinhard Merkel von der juristischen Auslegung die Rede, in der „Gesetze“ entstehen – worin unterscheiden sich Verfassungsurteile von anderen Gesetzen? Oder die Fragen, die mich mit Dipesh Chakrabarty und Ibrahim Thioub verbanden: Kann man innerhalb des (kolonial zugemuteten) Vorurteils ein kritisches Verständnis der eigenen Lage erzielen; und welche Rolle hat die Auslegung schriftlicher sakraler Texte, wenn es den Kolonialisierten darum geht, eine Subjektivität zu behaupten? Der Agon wurde leichtfüßig ausgetragen, die Verhältnisse kehrten sich oft um. Wir fragten: Welche Disziplinen können einen Vorrang behaupten? Ist es die Geschichte, weil sie alles zum Gegenstand habe, was geschehen ist, oder die Philologie, die sich mit dem befaßt, was (falsch) verstanden wurde? Roger Chickering legte seine Präsentation zu meinem Kolloquium als Versuch an, „to historicize Christoph“, also ihn (endlich) zu verstehen.

Das Glück des Philologen ist an die Literatur gebunden, die er zu verstehen sucht. Ihrer Konzentration folgt er bestenfalls, und die Momente, in denen das gelingt, setzen die private und (im Sinn einer Stellungnahme) subjektive Welt voraus, die wir schaffen durften. Ich widmete mich in meinen Studien einigen wenigen Gedichten aus Rilkes Zyklus *Die Sonette an Orpheus* (1922). Das nächste Buch wird fast ausschließlich dem Gedicht „O komm und geh“ (II. 28) gewidmet sein. Nicht davon möchte ich hier sprechen, sondern von dem Glücksmoment bei der Interpretation eines anderen Gedichts von Rilke. Der Moment ergab sich wieder im Gespräch. Luca Giuliani stellte mir die Frage, ob sich mittels der Interpretation von Rilkes Gedicht „Früher Apollo“ aus der Sammlung *Neue Gedichte* entscheiden lässt, welchen der im Louvre verwahrten Kuroi Rilke gesehen haben mag. Wir betrachteten die Abbildungen im Katalog des Louvre, lasen das Gedicht ... eine Seitenfrage führte unversehens zur Antwort. Warum wird in der Zeile „zu kühl für Lorbeer sind noch seine Schläfe“ (V. 7) das Wort „Schläfe“ als Plural („sind“) aufgefasst? Im „Grimm“ erfährt man *sub voce* „Schlaf / Schläfe“ (tempus capitis) Folgendes: Aus dem Wort Schlaf hat sich das Wort „Schlaf“ für Schläfe entwickelt, da man annahm, dort habe der Schlaf seinen Sitz. Aus lautlichen Gründen entsteht daraus das Wort „Schläfe“, mit der Folge, dass der Plural von „Schlaf“ (für Schläfe) verloren geht. Man hat nur mehr „Schläfen“. Indem nun Rilke grammatisch (durch den Plural) zwingt, das Wort „Schläfe“ als Plural von „sommeil“ zu nehmen, verwendet er eine ausgestorbene Pluralform, und führt damit auch das spätere Wort (die Schläfe) auf seine frühere Bedeutung zurück (der Schlaf, der seinen Sitz in der Schläfe hat). Rilke beherrschte dank seiner ausgedehnten Lektüren die Sprachgeschichte und erweiterte grammatisch seine sprachli-

chen Möglichkeiten. Er verstand sich darauf, Alltagsworte mit einem neuen eigenen Sinn zu versehen. Allgemeiner gesprochen, zeigt das Beispiel: Mit der Syntax erhält das Interpretationsargument seine vernünftige Grundlage: Indem vom Schlaf die Rede ist, der „in seinem Haupte“ (V. 3) lebt, und nicht von einer bestimmten Schläfe, ist das Haupt selbst nicht identifizierbar. Die konkreten Bestimmungen sind getilgt. Die Kuroi hatte Rilke hinter sich gelassen.

Im Rückblick erst zeigt sich, wie voraussetzungsreich jeder Einfall ist, aber auch, warum wir – zugunsten des Einfalls – das Jahr vom Ende her leben mussten. Am Ende, zu unserem Abschlussfest, sangen wir alle fest im Chor, frei nach Hertha BSC: „Nur nach Hause, nur nach Hause, nur nach Hause gehn wir nicht!“ Und hatten uns das von Anfang an vorgenommen.

Während meines Jahrs im Wissenschaftskolleg konnte ich eine Reihe von Büchern und Aufsätzen abschließen oder zur Publikation bringen. Das geschah in jenem Tumult und stand doch nicht im Zentrum, da es ohne Behelligung vonstatten ging:

„Critique Today: The University and Literature around 1968.“ *Telos* 144 (Herbst 2008): 173–179.

„Celans frühe Sprachpraxis. Über die Gedichte ‚Auf Reisen‘ und ‚Zwölf Jahre‘.“ *Euphonia* 103, 1 (2009): 63–81.

„Raumgewinn.‘ Das Sonett II.1 aus Rilkes Zyklus ‚Sonette an Orpheus‘.“ In *Dazwischen. Reisen – Metropolen – Avantgarden; Festschrift für Wolfgang Asholt*, herausgegeben von Wolfgang Klein, Walter Fähnders und Andrea Grewe, 531–542. Bielefeld: Aisthesis Verlag, 2009. (Reisen Texte Metropolen 8.)

„Rilkes Leser – Zur Theorie und Kritik von Interpretationskonflikten im Gedichtzyklus ‚Die Sonette an Orpheus‘.“ In *Was ist eine philologische Frage?* Herausgegeben von Jürgen Paul Schwindt. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2009, 227–254.

„Penser le langage. Schiller après Humboldt.“ In *La philologie au présent. Pour Jean Bollack*, herausgegeben von Christoph König und Denis Thouard. Lille: Septentrion, 2009.

„Hölderlin-Schock.“ [Briefwechsel Rainer Maria Rilke / Norbert von Hellingrath] *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 17. 12. 2008.

Das Potential europäischer Philologien. Geschichte, Leistung, Funktion, herausgegeben von Christoph König. Göttingen: Wallstein, 2009. (Philologien 1.)

La philologie au présent. Pour Jean Bollack, herausgegeben von Christoph König und Denis Thouard. Lille: Septentrion, 2009.

„Mallarmés Gedicht ‚Surgi de la croupe‘.“ *Kultur & Gespenster* (im Druck).

Strettoie. Peter Szondi e la letteratura. Edizione italiana a cura di Massimo Pizzingrilli.

Neapel: Quodlibet, 2009. [Auch die spanische Übersetzung unter dem Titel „Angosturas“ wurde abgeschlossen.]

Nachträglich komponierte ich das nächste Heft der Zeitschrift *Geschichte der Germanistik* (H. 35/36, 2009) zu einem persönlich-objektiven Wiko-Spiegel des Verstehensproblems, mit Beiträgen von Dieter Grimm, Reinhart Meyer-Kalkus, Michael Lackner (Fellow 1991/92), Sheldon Pollock (Fellow 2009/10) und Jim Conant. Auch so ließ sich das Ende unterlaufen.